

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Die Glasharmonika**

**Geißler, Horst Wolfram**

**Berlin, 1936**

Zweites Kapitel

[urn:nbn:de:bsz:31-143465](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-143465)

„Bringt ihr wirklich Unglück?“ fragte er, schauernd vor Einsamkeit, und betrachtete den Vogel, dieses gespenstische Greisentier, und die Zauberschalen. „Das sollt ihr nicht! Ich verbiete es euch, ich, Richard Pockridge! Mir scheint, ihr wißt nicht, was das heißt!“ —

Als es Mitternacht schlug, prasselten plötzlich Flammen aus dem Dache von Hamlins Kaffeehaus.

Niemand hatte zuvor etwas gemerkt.

Feuer wurde geblasen, Menschen rannten herbei, der Wind griff gierig in das dürre Holz, hob die Ziegel ab, die Lehmmauern plakten wie alte Töpfe — und da — viele sahen es — fuhr der Teufel aus dem Hause.

Er war ganz klein, nicht größer als eine Fackel, und hellrot wie glühendes Eisen fuhr er aus dem zusammenkrachenden Haus und verschwand, hinzischend über die Dächer, in der Nacht.

## Zweites Kapitel

Das königlich Preussische Grenadierregiment von Below hatte sein Winterquartier in Schlesien, und zwar in der Stadt Neisse.

Die Offiziere versammelten sich jeden Abend im Gasthaus Zum Hirschen. Ein kleiner Raum neben der Gaststube genügte; hier war gemeinsames Essen, dann Befehlsempfang für den nächsten Tag.

Sowohl das Essen als auch die Befehle waren unerfreulich. Das Essen, weil der Verpflegungsnachschub in diesem tiefverschneiten Februar nicht klappte, die Befehle, weil man, um die Truppe zu beschäftigen, den ödesten Kasernenhofdienst machen mußte.



Schon aus diesen Gründen war die Laune der Offiziere nicht gerade gut — aber es kam noch anderes hinzu. Es gab etwas, worauf man wartete; etwas lag in der Luft. Jeden Abend kam es zu Zank, zu gereizten Ausbrüchen, die man eine Stunde später bereute. Das waren die Nerven, sie spürten die Gewitterwolke, die über dem Regiment hing.

Der Kommandeur war im vorigen Herbst bei Hochkirch schwer verwundet worden und erst vor kurzem gestorben. Nun hatte der König den Major von Reibnitz, der einstweilen das Regiment führte, plötzlich ins Hauptquartier befohlen. Täglich erwartete man seine Rückkehr, aber vergebens. Der Korpszahlmeister, der Reize für einen Tag besuchte, hatte erzählt, daß der König den Major warten ließ. Der König hatte keine Zeit für das Regiment Below.

Eines Abends jedoch — die Ordonnanzen räumten gerade den Tisch ab und brachten die Pfeifen — eines Abends trat der Major von Reibnitz ganz unvermuthet in die Stube. Schnee lag auf seinen Schultern, und das roth gefrorene Gesicht war unbeweglich vor Kälte.

Die Offiziere sprangen auf.

„Inkommodieren sich die Herren nicht!“ sagte er. „Wir sprechen später.“

Er ließ ein Tischchen vor das Kaminfeuer stellen, taute sich auf, aß, trank und schwieg. Niemand wagte ihn anzureden, aber die Stille der Erwartung wurde immer drückender.

„So!“ sagte er schließlich, „so!“, und sein Blick glitt über die Offiziere. „Vor Hochkirch, meine Herren, hätte dieses Stübchen nicht für uns ausgereicht! Zwei Drittel sind gefallen oder an ihren Wunden gestorben, und von



denen, die noch hier sitzen, war jeder blessirt. Aber das geschieht Ihnen recht, meine Herren, denn Sie haben Ihre Pflicht nicht getan, und das ist das Schlimmste, was man von einem preussischen Offizier sagen kann!“

Die anderen sahen sich blaß und wortlos an. War der Major verrückt geworden?

„Ich brauche Sie für diese Äußerung nicht um Entschuldigung zu bitten“, fuhr er fort, „denn es sind nicht meine Worte, sondern diejenigen Seiner Majestät, und Sie werden mir glauben, daß ich nichts hinzugefügt, sondern eher noch etwas weggelassen habe.“

Totenstille.

„Seine Majestät der König hat die Vorgänge, die zu der unglücklichen Wendung der Affäre bei Hochkirch geführt haben, genauestens untersucht. Insbesondere hat Seine Majestät das Verhalten jedes einzelnen Regiments geprüft und dabei festgestellt, daß einige Regimenter nicht so bedingungslos gestanden haben, wie dies ihre Pflicht gewesen wäre. Diese sind bei Seiner Majestät in Ungnade gefallen, darunter auch das Belowsche; der König entzieht daher dem Regiment von Below den Grenadiermarsch und hat bestimmt, daß bei Paraden künftighin nur noch der Musketiermarsch gespielt werden darf. Ich habe den Befehl, Ihnen dies mitzuteilen.“

Man hörte, wie sie atmeten.

Da, am Ende der Tafel, wo die Leutnants saßen, krachte eine Faust auf den Tisch, und dort sagte jemand ganz laut und klar: „Das ist eine Schweinerei!“

Und da wurde es noch stiller.

Der Major stand auf, rot und blau wie ein Puter.

„Leutnant von Moncade! Da ich unmöglich annehmen kann, daß Sie einen Befehl Ihres Königs bei ver-



sammeltem Dffizierkorps mit einem solchen Ausdruck bezeichnen — da ich — wie gesagt, nicht annehmen kann, daß — weil solches — Leutnant von Moncade! — so muß ich Ihre Worte auf die Art beziehen, wie ich meine Mitteilung vorgetragen habe. Wir werden darüber noch unter vier Augen sprechen, und im übrigen —“, der Major holte tief Atem und stemmte die Arme in die Hüften, „im übrigen haben Sie recht — —!“ Damit gab er dem Tischchen, an dem er gegessen hatte, einen Fußtritt, daß es samt allem Geschirr ins Kaminfeuer flog.

Das war das Zeichen zum Ausbruch der Empörung. Der Major hielt sich abseits; er wollte nicht verstehen, was sie schrien. Nicht viel Zerbrechliches, was in der Stube war, blieb ganz.

Schließlich aber trat er unter sie, hob die Hand und sprach: „Meine Herren! Ich begreife Sie, und wenn ich mich ruhig verhalte, so geschieht es, weil ich älter bin — und weil ich mir meine Wut schon unterwegs heruntergelfucht habe. Ordonnanz, neue Gläser und Rheinwein auf meine Rechnung! — Also, Kinder! Benehmt euch nun wieder anständig. Ich weiß so gut wie ihr, daß uns bitter Unrecht geschieht. Aber es hilft nichts. Der König befiehlt — wir gehorchen. Dazu und zu nichts anderem sind wir da. Kreuzbombenmillionen, verstanden? Das Regiment wird Gelegenheit haben, zu beweisen, daß es — hol mich der Teufel! — daß es so gut ist wie irgendeines! Und nun Schluß! Wer seinen König liebt, stößt mit mir an: Auf die Gesundheit Seiner Majestät! — So. Ich bitte die Herren, sich jetzt unverzüglich in ihre Quartiere zu begeben. Wer anderswo betroffen wird, fliegt ins Loch. Gute Nacht, meine Herren!“



Der Leutnant von Moncade ging mit seinem Freunde Hülsen durch die Winternacht nach Hause. Sie schliefen zusammen in einer Stube.

„Karl! Und es ist doch eine Schweinerei!“

Hülsen schwieg.

„Das, gerade das hat mir noch gefehlt! Ich sage dir —“

„Nicht auf der Straße!“

Als sie oben waren, warf Moncade Hut und Mantel an den Nagel. „So, da hängt er, der königlich Preussische Leutnant, und da soll er hängenbleiben. Ich gehe!“

„Ins Bett, ja!“

„Weg!“

„Du bist verrückt!“

„Wir — wir sind feige gewesen! Das ist ja allerliebste! Reizend ist das! Dafür also hält man seinen Kopf hin!“

„Sei still und leg dich schlafen!“ sagte Hülsen, beunruhigt über den lichterloh empörten Moncade, der auf seinem Bettrande saß und den Stiefelknecht in der Hand hielt, den Hülsen notwendig brauchte. Aber Moncade bemerkte das nicht, er gab ihn nicht her, denn er mußte damit herumfuchteln.

„Hochkirch! Weißt du überhaupt, wie das Malheur zustande gekommen ist? Ein österreichischer Major namens Koller ist vom König bestochen gewesen; jeden Tag ging ein Bauer mit einem Korb voll frischer Eier ins preussische Lager, aber eins von den Eiern war ausgeblasen und enthielt die Nachrichten des Majors an den König. Was geschieht? Eines Morgens reitet Daun spazieren, sieht den Bauern und kauft ihm die Eier ab, ob er sie nun hergeben will oder nicht. In Dauns Küche findet man das bewußte Ei, macht Meldung, und Daun hat



einen vortrefflichen Einfall: Er läßt den Bauern kommen, verspricht ihm Freiheit von jeglicher Strafe, wenn er nach wie vor mit seinem Korbe zu den Preußen hinübergeht! Natürlich enthält das Ei von da ab lauter Falschmeldungen. Dann führt den König an der Nase herum, und so kam es zu Hochkirch. Verstehst du, Mensch? Und wir haben auszubaden, quidquid delirant reges! Aber badet nur, ihr lieben Kinder, badet nur aus — ich habe genug. Ich gehe. Moncade läßt sich von niemand einen Feigling nennen — und wenn's der König selber wäre!“

„Unsinn!“ sagte Hülsen. „Das ist ja alles Unsinn! Mach endlich, daß du ins Bette kommst, und schlafe deinen Arger aus!“ Er deckte sich fröstelnd zu.

„Unsinn? Ich bin entschlossen!“

Der Ton ließ den andern nun doch stutzig werden. „Selbst angenommen — also — — nein, der König wird dir gerade jetzt, wo er jeden Mann und jeden Offizier braucht, niemals den Abschied bewilligen. Damit ist der alberne Gedanke erledigt. Gute Nacht!“

„Ich werde den König nicht lange fragen!“

„Desertion, Moncade?“

„Was kann dem König daran liegen, wenn ein Feigling desertiert!“

Hülsen murmelte noch etwas, dann schlief er ein.

Aber der Leutnant Moncade lag da und starrte ins Dunkel.

Das letzte Wort des Kameraden hatte ihn getroffen wie ein kalter Wasserstrahl. Er hörte Hülsens regelmäßige und tiefere Atemzüge, fühlte sich alleingelassen mit seiner Verbitterung, empfand, daß ihn der andere nicht ganz ernst nahm — und der Zorn stieg wieder in



ihm hoch, so gefährlich, daß er sich im Bett aufrichten mußte, um nicht zu ersticken.

Eine Weile starrte er in die Finsternis, dann stand er vollends auf, tastete nach dem schweren Reitermantel, den er sich umwarf, machte Licht und setzte sich an den Tisch, um zu schreiben.



Die Feder knirschte über das Papier.

Nach einer Viertelstunde fühlte er, daß Hülsen ihm zusah, vermied es aber, aufzublicken.

„Was machst du da?“

Moncade schüttelte unwillig den Kopf und schrieb weiter.

„Ein Liebesgedicht? Warte damit bis morgen, lösche die Kerze aus und laß mich endlich schlafen!“



„Ich schreibe meinen Abschiedsbrief an Seine Majestät den König von Preußen.“

„Zimmer noch verrückt!“ sagte Hülßen.

„Submissivste Bitte, mich aus Dero Diensten zu entlassen!“

„Und ich sage dir doch —!“

„Dreh dich um und schlafe!“

„Selbst angenommen, der Abschied würde dir bewilligt — was fängest du an in diesen Zeiten? Einen Kramhandel? Eine Pharaobank?“

„Das will ich dir sagen, Karl.“ Moncade legte die Feder weg und stäubte den Sand übers Papier. „Als ich bei diesem verdammten Hochkirch meinen Lungenschuß weg hatte, wachte ich auf in einer friedlichen Stube. Ein Engel saß an meinem Bette! Er hatte ein niedliches Häubchen auf, sah mich aus ewig unvergeßlichen Augen an und gab mir mit einem Löffel Wasser zu trinken. Eine halbe Minute später fiel das Wundfieber über mich her, und als ich zum zweitenmal aufwachte, lag ich im Lazarett, und die Kerls bohrten in meiner Lunge herum. Und jetzt gehe ich auf Reisen, um den Engel zu suchen. Das ist alles.“

„Also doch Liebe!“ sagte Hülßen. „Draußen krachen die Bäume vor Frost, in dieser verdammten Kammer bläst der Ostwind durch alle Fugen — und der Kerl sitzt da und phantasiert von Mädchen! Geh zum Feldscher, Moncade, er soll dich zur Alder lassen, sonst kriegst du das hitzige Fieber, oder ich will Hans heißen! Und vor allen Dingen: lösche nun endlich das Licht aus!“

Anderntags — der Dienst war vorbei und es wurde schon dunkel — winkte der Major den kleinen Hülßen in seine Kanzlei.



„Hören Sie, Hülsen — was ist mit Moncade? Ich sollte ihm den Kopf zurechtsetzen. Mindestens! Aber wenn ich ihn ansehe, kommen mir Bedenken. Was hat er? Er scheint mir geladen wie ein Pulverturm. Sie wohnen mit ihm zusammen, nicht?“

„Er will den Dienst quittieren!“ antwortete Hülsen, froh, seine Sorgen loszuwerden.

Der Major zog die Brauen hoch. „Wegen dieser Geschichte?“

Hülsen hob die Schultern. „Mein Freund Moncade“, sagte er, „— denn Moncade ist wirklich mein Freund — hat seinen Kopf für sich. Er ist ein guter Offizier — aber er ist mehr als das.“

„Nämlich?“

„Ein abenteuerlicher Mensch. Er hat Mut und Kühnheit für zwei, aber auch Phantasie für zwei oder noch mehr. Phantasie ist nichts für einen königlich preussischen Leutnant. Phantasie macht rebellisch. Und rebellisch ist er. Sie werden sehen: er geht!“

„Wohin?“

„Das weiß ich nicht. Irgendwohin.“

„Seine Eltern, denk ich, sind beide tot?“

„So sagt er.“

„Sie zweifeln daran?“

„Er vermeidet es, davon zu reden, aber ich weiß, daß er nie Briefe schreibt oder bekommt. Ich erinnere mich, daß er einmal sagte, er habe ein wenig Geld in England, geerbt von einer Lanke, die aus dem Hannoverschen stammte, oder sonst jemand. Er liebt durchaus nicht, daß man ihn danach fragt.“

„Reden Sie ihm ins Gewissen, Hülsen! Er soll sich bei mir melden und sich pro forma entschuldigen. Und



was das andere betrifft: Unsinn! Selbstverständlich Unsinn! Man läuft in diesen Zeiten nicht davon, der König braucht —“

„Meine Worte, Herr Major!“

Eine Ordnonanz trat ein. „Der Herr Leutnant von Moncade!“

„Gehen Sie!“ sagte Reibniß zu Hülsen, und der machte, daß er fortkam.

Moncade erschien, gestiefelt und gespornt, und sein Gesicht war so trotzig und entschlossen, daß der Major ihn am liebsten schon deshalb zur Rede gestellt hätte. Er beherrschte sich aber und sagte ganz ruhig: „Ich vermute, daß Sie wegen Ihres Verhaltens von gestern abend kommen und sich bei mir entschuldigen wollen. Derlei Besuche fallen einem schwer, ich weiß es. Machen wir's also kurz, Moncade — ich nehme Ihre Entschuldigung als geschehen an, und damit gut. Nun?“

Der Leutnant stand da wie aus Eisen. „Falls ich den Herrn Major beleidigt haben sollte“, sagte er, und man hörte, wie etwas in ihm bebte, „so bitte ich wahrhaftig um Vergebung, es war nicht meine Absicht. Denn wie käm' ich wohl dazu? Der Herr Major sind genau so schwer beleidigt wie wir alle — aber von einer dritten Person, und —“

„Lassen Sie das!“ fuhr ihm Reibniß dazwischen. „Die Sache ist abgetan, verstanden?“

„Hiermit, jawohl!“ sagte Moncade und hielt ihm einen Brief hin. „Hiermit!“

„Was ist das? Was soll ich damit?“

„Mein Abschiedsgesuch, Herr Major!“

Reibniß trat auf ihn zu und gab sich Mühe, väterlich und wohlwollend auszugehen. „Moncade!“ sagte er und



legte ihm die Hand auf die Schulter. „Behalten Sie den albernen Wisch. Denn auch wenn ich ihn nähme — glauben Sie im Ernst, daß ich ihn weiterleiten würde?“

„Ich denke, dazu sind der Herr Major verpflichtet!“

Dem andern stieg das Blut jäh empor, denn im Grunde war er kein geringerer Hitzkopf als Moncade; aber er bezwang sich, legte die Hände auf den Rücken und ging in der Stube auf und ab. „Zawohl. Allerdings bin ich dazu verpflichtet. Daran brauchen Sie mich nicht zu erinnern. Hm.“ Aber plötzlich blieb er stehen und brüllte los: „Mensch! Wenn Sie mich zwingen, den Wisch anzunehmen, laß ich Sie augenblicks einsperren, und so lange bleiben Sie im Loch, bis der König Ihren Abschied bewilligt! Wissen Sie, was das heißt? Das heißt: bis zum Jüngsten Gericht!“

„So lange kann ich nicht warten!“ sagte Moncade, unbiegsam und klogig. „Übrigens: was nützt der preussischen Armee ein bis zum Jüngsten Gericht eingesperrter Leutnant?“

Der Major hatte nicht übel Lust, auf den halstarrigen Kerl loszugehen. Indessen bemeisterte er sich abermals. „Ruhig Blut, Moncade! Auf diese Art werden wir die Sache niemals in Ordnung bringen. Helfen Sie mir lieber nachdenken, was zu tun ist!“

„Ich bitte Sie, mein Gesuch anzunehmen, das ist alles.“

Reibniß blickte ihn an. „Meinetwegen... aber ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich meinerseits den gehörigen Bericht hinzufügen werde!“ Er hoffte, ihn dadurch zur Vernunft zu bringen.

Aber der Leutnant schwieg.

„Dann werden wir ja sehen!“



Der Leutnant schwieg.

„Ich hätte Sie für weniger töricht gehalten!“

Der Leutnant schwieg und hielt ihm den Brief hin.

„Sehr töricht sind Sie, wirklich sehr töricht!“ sagte Reibnitz und nahm endlich das Papier. „Ich prophezeie Ihnen: Sie werden das nicht einmal, sondern viele Male bereuen. Es ist bitter für einen vernünftigen Mann, wenn er einem solchen — wenn er jemandem wie Ihnen noch dazu helfen muß, eine Dummheit zu begehen. — Nun? — Wie Sie wollen! — Gut, also geht das Ding seinen Weg.“

„Danke gehorsamst!“ sagte Moncade, trocken wie Zunder.

„Damit Sie aber“, fuhr der Major fort und sah ihn scharf an, „damit Sie zu dieser ersten ungeheuren Dummheit nicht noch andere machen — denn es ist im Regiment schon mehr geschimpft worden, als ich verantworten kann —, damit Sie also, sag ich — — Schockschwerenot, Leutnant Moncade: Ich beurlaube Sie! Sie lassen sich während der nächsten Tage nicht im Dienst blicken!“

„Zawohl, Herr Major.“

„Reden kein Sterbenswort über diese Sache!“

„Nein, Herr Major.“

„Ab!“

Der Leutnant Moncade grüßte und ging sporenklingend hinaus.

Sir Horatio Berwick hatte seinen Lehnstuhl ans Fenster schieben lassen und genoß die Morgensonne. Sein gichtisches Bein schmerzte nur bei trübem Wetter, und er hoffte, bald wieder gehen zu können.



Vor ihm auf dem Tische lag die Post von gestern; es war eine solche Menge, daß er damit noch nicht fertig geworden war. Die Brille auf seiner Nase verstärkte den würdigen und majestätischen Eindruck seines Kopfes, aber während er Briefe las, Bemerkungen an den Rand schrieb, in Geschäftsbüchern nachschlug und hier und dort eine Zahl eintrug, besonders aber wenn er sich zurücklehnte, die Brille abnahm und scharf nachdenkend in die kahlen Wipfel der Bäume starrte, drang so viel Verschmittheit durch eben diese würdige und majestätische Maske, daß es sehr unvorteilhaft gewesen wäre, wenn ihn jemand während dieser Augenblicke beobachtet hätte. Um seinen eiteln Mund lag nicht die Kühnheit des großen Kaufmanns, der über ein geschäftliches Wagnis nachdenkt, sondern die Durchtriebenheit des Krämers, der nachsinnt, wie er einen anderen, ebenso kleinen Krämer begaunern könnte. Und doch kamen die Briefe, die vor ihm lagen, aus Berlin, Quebeck, Kalkutta, Alexandria und sprachen von Geschäften, bei denen es sich um Hunderttausende handelte.

Es schlug zehn Uhr, und Sir Horatios Schreiber trat in das Zimmer, wie jeden Morgen um diese Stunde, ein schüchternes Männchen in einem langen schwarzen, abgeschabten Rock, unter dem Strümpfe mit so vielen Falten hervorsahen, daß man die Empfindung hatte, die darin steckenden Beine seien jeden Augenblick bereit, in der unwahrscheinlichsten Weise zu schlottern, ja als seien sie mitten im Schlottern erstarrt.

Sir Horatio, sogleich wieder olympisch bis in die kleine Zehe seines Sichtfußes, blickte ihm entgegen und erwiderte die Verbeugung des Schreibers mit der Andeutung eines Nückens. „Was haben Sie, Hawkins?“





Hawkins hatte nichts und schien infolgedessen unmittelbar vor einem Schlotteranfall von nie dagewesener Hefstigkeit zu stehen.

„Nichts?“ fragte Berwick, und um den Gipfel seines Olymps sammelte sich Gewölk. „Ich werde Ihrem Gedächtnis nachhelfen, Hawkins, aber ich möchte wissen, wozu ich Ihr schandbar hohes Gehalt zahle! Sie haben mir mitzuteilen, daß heute früh durch einen Gilboten ein Brief von meinem Sohn aus London gekommen ist und daß Sie diesen Brief, wie ich Ihnen befahl, nicht geöffnet haben. Geben Sie ihn also her!“

„Ich bitte um Verzeihung, Sir, aber es ist kein Brief gekommen.“



„Was soll das heißen?“ sagte Sir Horatio mit gerunzelter Stirn.

Hawkins wußte nicht, was das heißen sollte, und schwieg.

„Die Post wird sich verspätet haben“, sagte Berwick mit einer großzügigen Handbewegung. „Nun gut, wir werden uns durch dergleichen Lappalien nicht weiter stören lassen.“ Er deutete auf die Brieffächten, die vor ihm lagen. „Was sagen Sie dazu?“

„Günstig!“ antwortete Hawkins bewundernd. „Ihre Maßnahmen, Sir, erweisen sich als vollkommen richtig. Die Lieferungen ins Ausland, besonders nach Preußen und Kanada, waren noch niemals so hoch und so rentabel, die Käufe in Indien noch nie so billig. Meiner Schätzung nach verdienen Sie —“

Sir Horatio Berwick unterbrach ihn: „Schätzungen überlassen Sie mir! — Aber ich will Ihnen etwas sagen, Hawkins, und hören Sie gut zu, damit Sie endlich etwas lernen, auch wenn es über Ihren gewöhnlichen Horizont geht: Handeltreiben ist in dieser Zeit nichts anderes als Rätselfraten, aber ein Mann wie ich kann sich auf die Dauer nicht mit Rätselfraten befassen. Ich weiß nicht, ob der General Wolfe augenblicklich noch in Kanada gegen die Franzosen siegreich ist; ich weiß nicht, ob der Volksaufstand in Indien unsere Truppen aus dem Lande werfen wird oder nicht; und vor allem weiß ich nicht, ob sich der König von Preußen in Schlesien halten können, oder ob die Kaiserin von Oesterreich siegen und dieses merkwürdige kleine Preußen nicht doch noch zusammenbrechen wird. Ich weiß es nicht — aber ich müßte es wissen, denn dann könnte ich meine Maßnahmen rechtzeitig danach einrichten.“



„Niemand weiß es, Sir!“ sagte der Schreiber. Offenbar fürchtete er, Sir Horatio werde ihn für diese unklaren Zustände verantwortlich machen.

„Niemand? Nun, Sie mögen damit nicht ganz unrecht haben. Ich sage: nicht ganz, Hawkins! Denn die leitenden Männer der Politik — ich wiederhole: die leitenden! — haben bessere Ohren als wir, und vor allem: sie hören das Kommen der Ereignisse früher als wir. Das ist es, Hawkins! Früher! Was folgt nun daraus?“

Der Schreiber sah ihn unsicher an.

„Daraus folgt“, sagte Sir Horatio und strahlte prächtig auf, „daraus folgt, daß ich Anstalten treffen werde, mich in irgendeiner Form an der Regierung zu beteiligen!“ Sein Ton und seine Haltung ließen keinen Zweifel darüber, daß England von diesem Entschluß begeistert zu sein habe. „Was sagen Sie nun, Hawkins?“

Hawkins hielt es für angebracht, vor Bewunderung sprachlos zu sein.

„Ich weiß noch nicht, ob ich einen Ministerstuhl oder einen Gesandtenposten ins Auge fassen soll. Derlei Dinge wollen reiflich bedacht sein. Übrigens hält da die Londoner Postkutsche vor dem Tor. Nein, bleiben Sie, Ihre Frau kann die Sachen in Empfang nehmen. Wo sind die Briefe zur Unterschrift?“

Hawkins trat neben ihn, legte ihm die Briefe einzeln vor, und Sir Horatio unterschrieb mit einem Namenszug, dessen Schwung und Großartigkeit ihm durchaus ähnlich sahen.

Er war mit dieser Apotheose seines Namens noch nicht fertig, als sich, ohne daß jemand geklopft hätte, die Tür öffnete und ein junger Mann eintrat.



Berwick sah ihn über die Brille hinweg an und legte erstaunt die Feder auf den Tisch.

„Edward!“ sagte er, und die Zärtlichkeit, die er in dieses Wort legte, war echt. „Sehen Sie, Hawkins, ich werde Sie rufen, wenn ich Sie brauche.“

Der junge Mann nickte Hawkins fremdlich zu.

„Guten Tag, Vater! Ich hoffe, es geht Ihnen gut?“

„So gut, wie es einem alten Sichtbrüchigen gehen kann. Setze dich mir gegenüber — nein, setze dich noch nicht! Wie siehst du aus? Was trägst du da für eine Maskerade?“

Edward Berwick trug einen blauen Frack ohne jede Stükerei, dazu enganliegende Nankinghosen und Stiefel mit gelben Stulpen.

„Am Gottes willen, wie ist dein Rock geschnitten?“ fragte Sir Horatio. „Was sind das für frivole Manieren! Und keine Perücke? Bist du wahnsinnig? Nächstens werdet ihr noch nackt herumlaufen!“

Auf dem hübschen, schmalen Gesicht des jungen Berwick blieb das Lächeln unverändert. Mit einer gut eingeübten, lässigen Bewegung hob er das Lorignon und sah durch das Fenster in den Park hinaus. „Man trägt das neuestens“, sagte er nebenhin, „ein Reitanzug, den man auch für andere Gelegenheiten einzuführen denkt.“

„Lächerlich! Und wer ist ‚man‘?“

„Wir. Ich gebe zu, daß wir fürs erste nur wenige sind, aber —“

„Hoffentlich siegen die Gesittung und der gesunde Menschenverstand, mein Junge!“

„In ein paar Jahren wird die Natur gesiegt haben, denke ich. Natur! Wie diese Bäume in der ersten schüchternen Sonne stehen! Wie schon ein Ahnen des Früh-



lings im zarteren Blau der Luft und wie der Goldschimmer des erwachenden Jahres gleich einem Gespinnt zwischen den Zweigen hängt!“

„Das ist um diese Zeit immer so“, sagte Horatio, „ihr werdet weder etwas dazutun noch etwas davon wegnehmen können. Schwärmerei! Ist das auch eine Beschäftigung für einen jungen Menschen, der etwas werden will? Du warst gestern bei Pockridge, hast ihm die Umweisung über tausend Pfund gebracht, und er hat dir einen dicken Brief für mich gegeben?“

„Nein“, sagte Edward Berwick, und zwar nicht ohne Schwermut. „Es war leider nicht möglich.“

„Nicht möglich? Was soll das heißen!“

„Der Arme!“

„Pockridge?“

„Er ist verbrannt.“

Sir Horatio betrachtete seinen Sohn und begann ernstlich an seinem Verstand zu zweifeln.

„In der Nacht von vorgestern auf gestern hat sich Hamlins Kaffeehaus aus unbekanntem Gründen entschlossen, in Flammen aufzugehen. Kurz vorher hatte man Pockridge noch in seinem Zimmer musizieren hören. Nachher nicht mehr, schon weil es kein Zimmer mehr gab. Sie haben auf diese Weise tausend Pfund gespart; hier ist Ihre Umweisung. Es tut mir aufrichtig leid, daß ich Ihnen nicht nützlicher sein konnte, aber Sie werden zugeben, daß ich gegen brennende Kaffeehäuser beim besten Willen nichts ausrichten kann.“

„Verbrannt!“ sagte Horatio und wurde blaß. „Pockridge verbrannt!“ Eine kleine Weile saß er stumm da, schien über die Unerklärlichkeit des Schicksals nachzudenken und faßte schließlich das Ergebnis in die immer-



hin von Seelenstärke zeugenden Worte zusammen: „Wie unangenehm!“

„Seit wann“, fragte Edward, „seit wann ist es Ihnen unangenehm, tausend Pfund zu sparen?“

„Diese Einsparung, mein Sohn, kam uns noch einmal teuer zu stehen kommen. Poctridge hat ein Geheimnis mit ins Grab genommen, das für mich bestimmt war.“

„Wie romantisch!“ sagte Edward und sah einem Flug Tauben nach.

Sein Vater erwiderte ziemlich heftig: „Ein Geheimnis, das für unsere Familie, das heißt also für dich und mich, sehr wertvoll war! Du hättest allen Grund, etwas weniger nebensächlich darüber zu sprechen!“

„Von unserer Familie, das heißt also von Ihnen und mir, interessiert mich nur die eine Hälfte.“

„Sei nicht unverschämt, mein Junge! Ich plage mich, setze alles aufs Spiel, bringe ein Vermögen zusammen, baue mein Geschäft zu einem der größten Englands aus — für wen denn, zum Teufel?“

„Ja, das möchte ich auch wissen.“

„Für dich!“

„Danke“, sagte der Sohn mit seinem freundlichsten Lächeln, „nett von Ihnen, wirklich sehr nett! Nur schade, daß ich keine Leidenschaft für Geld habe.“

„Was tust du überhaupt in London?“ fragte Berwick und lief rot an.

„Ja, was tue ich? Wenn ich das wüßte! Ich empfinde die Zeit.“

„Auch eine Beschäftigung! Die Zeit, scheint mir, empfindet man nur, wenn man zuviel davon hat.“

„Ich ahne, daß eine neue Epoche der Weltgeschichte



heraufsteigt. Helden und Schwärmer stehen auf, die Menschheit —“

„Also ein Narrenhaus! Laß mich mit der Menschheit zufrieden! Sie besteht nur in den Köpfen der Volksbeglückter. Ich kenne nur Arbeitende und Bearbeitete.“

„Das sieht Ihnen ähnlich“, sagte Edward Berwick lächelnd, nickte dem Alten zu und ging.

„Höre doch —“

Aber er hörte nicht mehr.

Draußen, neben der Tür, stieß Edward auf die Haushälterin, die sich lang und dürr aufrichtete.

„Pfui, Marjorie!“ sagte er. „Du hast wieder einmal gehorcht!“

Sie nickte, und die Spitzen ihrer großen Haube zitterten. „Immer“, sagte sie, „ich horche immer. Ich horche seit zwanzig Jahren, Edward. Aber ich verstehe nicht alles, und das ist mein Unglück.“

„Wahrhaftig, wahrhaftig!“

„Sieh mich an, Edward! Vor zwanzig Jahren war ich eine ganz hübsche Frau, sonst hätte mich Hawkins wohl nicht geheiratet. Aber seit Elisabeth Berwick verschollen ist, muß ich horchen, und seitdem habe ich ein Gesicht bekommen wie eine Ratte, das weiß ich recht wohl. Gehe mit mir in die Küche, dort ist es wärmer, und Hawkins sitzt da und wartet auf dich, Junge.“

Sie glitt vor ihm her. Edward folgte ihr kopfschüttelnd.

Die Küche war ein sehr großer, aber gemüthlicher Raum mit gewölbten Fenstern; in der Mitte stand ein riesiger Herd, darüber öffnete sich der Rauchfang. Rings an den gedunkelsten Steinwänden schimmerte Zinn und Kupfer.



„Setze dich dorthin!“ sagte Missis Hawkins und stieß die Löpfe auf dem Herd voll Erbitterung durcheinander. „Erinnerst du dich, Hawkins, was ich dir gestern von diesem Poekridge erzählte, der hier war?“

Der Schreiber nickte.

„Du mußt wissen, Edward, daß ihn Berwick auf Reisen geschickt hatte, um nach Elisabeth zu suchen.“

„Ja?“

„Sie ist tot!“ rief Marjorie und streckte die dünnen Arme gen Himmel. „Elisabeth Berwick ist vor vielen Jahren in der Fremde gestorben, elend und verlassen! Und er — er hat ihr Erbteil und wuchert damit! Gibt es einen Gott, Edward?“

„Ich weiß es nicht, aber wenn ich ihm einmal begegnen sollte, würde ich ihm die Hand schütteln und sagen: Treut mich, Sie kennenzulernen, Sir, habe schon viel von Ihnen gehört!“

„Nun, wenn es einen gibt, dann hat er jedenfalls eine Geduld, die für uns Menschen zu lang ist!“

Der Schreiber sagte: „Tausend Jahre sind vor ihm wie ein Tag — denke daran, Missis Hawkins!“

„Dieser Poekridge brachte die Nachricht, daß Elisabeth ein Kind hinterlassen hat, und er wußte, wo es ist!“

„Deshalb also die Umweisung auf tausend Pfund!“ sagte Edward.

„Und jetzt ist Poekridge tot!“ schrie die Haushälterin und schlug die Hände zusammen. „Hilft ihm nicht der leibhaftige Satan? Das Kind meiner süßen Elisabeth! Zwanzig Jahre lang habe ich gehorcht und bin hinter ihm hergewesen wie eine Ratte — und jetzt endlich wäre der Tag gekommen —, da verbrennt der Teufel diesen Poekridge! Wozu habe ich gelebt?“



„Sei still!“ sagte Hawkins. „Sei ganz still, Weib, und sieh die Sache von einer anderen Seite an, du Schaf! Daß er nicht erfahren hat, wo das Kind lebt, ist wie ein Krost, auf dem er nun sehr langsam weitergebraten wird. Hältst du das nicht für einen recht ordentlichen Gesichtspunkt, Edward?“

„War es ein Junge oder ein Mädchen?“

„Das hat Pockridge nicht gesagt. Aber ich bin überzeugt, das Kind meiner süßen Elisabeth ist ein Junge — ein allerliebster Junge mit großen blauen Augen und blonden Locken!“

„Dieser ‚allerliebste Junge‘“, lächelte Edward, „dürfte inzwischen ein Mann geworden sein, meine gute Marjorie. Vielleicht hat er einen großen Schnurrbart — und vielleicht sieht er sogar seinem Onkel ähnlich.“

„Pfui, schäme dich!“ rief sie zornig. „Elisabeths Junge — und ihm ähnlich sehen! Im übrigen aber magst du recht haben: er ist ein Mann, und ich weiß, was ich zu tun habe!“

Edward Berwick blickte sie fragend an.

„Ich warte“, sagte sie und hob wieder ihre Knochenarme. „Ich warte, und wenn es noch zwanzig Jahre dauert!“

Sehr viele Londoner wußten, daß in jener Nacht der Teufel aus Hamlins Kaffeehaus gefahren war. Einige hatten ihn sogar selbst gesehen, wie er sackelgleich im Dunkel der Nacht verschwand und einen Feuerstreifen hinter sich herzog, der zunächst allerdings nur klein war; je öfter aber der Bericht weitergegeben wurde, desto mehr wuchs dieser Feuerstreif, und bald begann er sogar Blitze zu sprühen und nach Schwefel zu stinken.



Hammins Kaffeehaus freilich bestand nicht mehr, aber niemand war so einfältig, zu glauben, daß nun deshalb der Teufel endgültig die Stadt verlassen hätte. So schnell gibt der Teufel sein Spiel nicht auf, auch nicht in England. Sondern er pflegt in derartigen Fällen eine besonders liebliche Gestalt anzunehmen und sich in aller Harmlosigkeit gerade dort niederzulassen, wo ihn der Christenmensch am wenigsten vermutet.

Nein, niemand ahnte etwas, und folgendermaßen trug sich die Sache zu:

Im Herzen der Stadt, nämlich in Long Acre, saß ein großer, breiter Mann an seinem Schreibtisch und arbeitete. Er trug die schwarze Kleidung der Quäker: langen Rock, Kniehosen, Strümpfe und Schnallenschuhe. Zu diesem ruhigen und ernsten Gewande paßte sein Kopf vortrefflich, ein kluger und milder Kopf, dem man es ansah, daß viele, viele Gedanken darin wohnten, daß aber der feste Mund keinen herausgehen ließ, bevor er nicht völlig gereift war.

Weil das Lauwetter der letzten Tage eine warme und freundliche Luft mitgebracht hatte, stand das Fenster offen, und der Mann schrieb, ohne sich im geringsten von dem hereindringenden Lärm der City stören zu lassen. So vertieft war er in seine Arbeit — sie befürwortete die Annexion aller französischen Gebiete in Nordamerika durch England —, daß er den Straßenlärm einfach nicht hörte; er hörte auch nicht ein gewisses leises Geräusch, das in seinem Zimmer entstand. Aber es war bezeichnend für ihn, daß ihn schließlich ein paar Kinderstimmen ablenken konnten, die silbern von draußen hereinkamen und entzückt „Ach!“ und „Oh!“ und „Wie wundervoll!“ riefen. Während er die Feder beiseite-



legte, wendete er lächelnd das Gesicht nach dem Fenster, und da erblickte er allerdings etwas Besonderes.

Auf dem Fensterbrett saß ein großer, herrlich roter Papagei. Die Sonne schien auf sein Gefieder, daß es leuchtete wie eine Märchenblume; er saß ganz ruhig da und schaute auf die Straße hinaus.

Der Mann schob vorsichtig seinen Stuhl zurück und näherte sich langsam dem Fenster. Es wäre ihm angenehmer gewesen, wenn der Vogel ihn bemerkt hätte, aber das tat der Papagei durchaus nicht, sondern blickte zu den Kindern hinunter, ohne sich zu rühren. Man kann von niemand, auch wenn er über die Annerion eines halben Erdteils schreibt, verlangen, daß er einen so großen, fremden Papagei ohne weiteres anrührt. Der schwarz gekleidete Herr hatte sogar recht deutliche Bedenken dagegen und legte vorsichtshalber die Hände auf den Rücken. Dann trat er langsam, langsam vollends ans Fenster. Jetzt endlich bemerkte ihn der Vogel; er wich einen kleinen Schritt beiseite, drehte den Kopf schief nach oben und sah seinen Quartiergeber aus einem hellen, starren Auge an, über das sich manchmal ein bläuliches Lid zog und das rings von uralt-faltigem, grauem Glacéleder umgeben war.

„Schöner Ura, Jafo, schöner Jafo...“, sagte der Herr mit seiner allerfriedlichsten Stimme, und wunderbarerweise fühlte sich der Papagei dadurch bewogen, nicht nur seinen vorherigen Schritt zurück zu tun, sondern er kletterte sogar mit aller Selbstverständlichkeit an dem schwarzen Armel in die Höhe und setzte sich auf die Schulter seines neuen Gastgebers, als ob dies sein gewohnter Platz sei.

Infolgedessen fühlte der Herr zwar die Verpflichtung,



geschmeichelt zu lächeln, ganz ungetrübt jedoch war dieses Gefühl nicht. Denn einerseits durfte man sich dem stauenden Publikum gegenüber keine Blöße geben, andererseits war ein Papageischnabel so nahe neben den Augen entschieden ungemütlich. Das Klügste war wohl, man verbarg seine Unsicherheit hinter einer bewundernswert starren Haltung — eine Situation (dachte der Herr), die keinem großen Manne unbekannt geblieben sein dürfte, die jedoch auf die Dauer unhaltbar ist.

Der Papagei kam ihm zu Hilfe; er kletterte wieder am Armel herunter, hüpfte auf den Fußboden und erklimmte schließlich im Hintergrunde des Zimmers eine Stuhllehne, wo er friedlich sitzenblieb.

„Oh, Sir“, sagte draußen ein junges Mädchen, das eine kleinere Schwester an der Hand hielt. „Können Sie ihn nicht wieder auf das Fensterbrett setzen?“

Der Herr in Schwarz lächelte und suchte nach einer diplomatischen Antwort.

„Oder dürfen wir für einen Augenblick hineinkommen?“

Er nickte, eigentlich ohne es zu wollen, und die junge Dame setzte sogleich die Glocke an der Haustür in Bewegung.

Als die Schwestern in das Zimmer traten, machten sie beide einen ganz vortrefflichen Hofknicks, und die ältere, die etwa fünfzehn Jahre alt war, sagte:

„Ich bitte um Verzeihung, Sir! Wenn ich gewußt hätte, daß ich durch meine Zudringlichkeit die Arbeit eines so großen und berühmten Mannes störe, würde ich mir niemals erlaubt haben, hier einzudringen!“

Der Herr in Schwarz war nicht wenig verwundert über das erwachsene Benehmen und die wohlgesetzte





Rede des Kindes. „Und woher, mein kleines Fräulein, wissen Sie jetzt, wer ich bin?“

„Die Frau, die uns die Tür geöffnet hat, sagte, daß Sie Benjamin Franklin sind, der Generalpostmeister aller englischen Kolonien.“

„Richtig!“ antwortete er lächelnd und mit einer korrekten Verbeugung. „Und mit wem habe ich die Ehre?“

„Ich heiße Marianne Davies, und dies ist meine Schwester Cecilie. Haben Sie noch nichts von uns gehört?“

„Ich muß gestehen —“

„Wir geben doch Konzerte!“

„Ah!“

„Hier ganz in der Nähe, bei Hickfords, Brewer Street.“

„Allein?“

„Nein, natürlich nicht, sondern mit unserem Vater. Er ist Musiklehrer und begleitet mich auf dem Klavier.“

„Sie singen?“

„Nein, ich blase die Erste Flöte, Cecilie die Zweite, aber sie macht auch im Gesang große Fortschritte.“

„Sehr interessant!“ sagte der Generalpostmeister aller englischen Kolonien und betrachtete die beiden ebenso freundlich wie nachdenklich. „Und nun möchten Sie den Papagei sehen?“

„D ja, bitte!“

„Da sitzt er. Gehen Sie aber nicht zu nahe hin, ich weiß nicht, ob er böse ist.“

„Sie haben ihn noch nicht lange?“

„Er gehört überhaupt nicht mir, sondern muß vor ein paar Minuten zugeflogen sein — Sie haben ihn früher entdeckt als ich.“



Die Mädchen standen vor dem Vogel, ganz in seinen Anblick versunken, und Benjamin Franklin sah dieses hübsche Bild an. Beide waren sehr einfach, aber mit Geschmack und in einer Weise gekleidet, wie es eigentlich für ältere Personen gepaßt hätte, und zwischen dieser Art der Kleidung, die ihnen etwas unverhältnismäßig Erwachsenes gab, und der ganz kindlichen Andacht, mit der sie den Papagei bewunderten, bestand ein rührend-komischer Widerspruch. Arme Wunderkinder, dachte Franklin, vielleicht ahnt ihr dunkel, um wieviel Jugend euch das Schicksal betrogen hat, als es euch dafür ein wenig Beifall, ein wenig leeren Ruhm gab!

Marianne war dunkellockig und einen Kopf größer als die blonde Cecilie, beide aber waren für ihr Alter doch recht klein.

„Ist er nicht wunderschön?“ flüsterte Cecilie.

Marianne nickte und sagte mit einem tiefen Seufzer: „Und er hätte ebensogut u n s zusliegen können...!“

Aus gutem Herzen heraus meinte Franklin: „Ich würde Ihnen den Vogel gern schenken, aber er gehört ja nicht mir — und was man nicht besitzt, das kann man auch nicht verschenken, nicht wahr?“

„Was werden Sie mit ihm tun?“

Ja — was? Der Generalpostmeister aller englischen Kolonien verspürte keine Neigung, sich der Papageienpflege zu widmen; er hatte zwar den Blitzableiter erfunden, wußte jedoch im Augenblick nicht, ob ein Papagei Mäuse oder Nüsse fraß. Aber er war Diplomat. „Vielleicht könnte man daran denken“, sagte er, „daß Sie ihn in Pflege nehmen, bis der Besitzer sich meldet?“

„O ja!“ sagte Marianne aufleuchtend. „Das wollen wir tun! Ich danke Ihnen so sehr! Wir haben einmal



Zurkeltauben gehabt, der Käfig muß noch irgendwo stehen. Dürfen wir ihn holen?"

„Gewiß!“ Er war froh, daß das ganze Erlebnis auf diese Weise zu Ende kommen würde, entließ die Kinder auf das freundlichste, und da der Papagei verschlafen auf seiner Stuhllehne sitzenblieb, machte sich Franklin wieder an die Annexion der französischen Gebiete in Amerika.

Er hatte jedoch noch nicht einmal die Mündung des Mississippi erobert, als es schon wieder klopfte.

Diesmal erschien Walter Davies, der Vater der beiden Mädchen, persönlich und allein; er trug einen hinlänglich großen Drahtkäfig, den er neben der Tür auf den Fußboden stellte, um den Generalpostmeister mit der gebührenden Höflichkeit begrüßen zu können.

Davies machte keinen schlechten Eindruck auf Franklin, abgesehen freilich von einem gewissen feuchten Glanz der Augen, der dem Quäker verriet, daß sein Besucher höchstwahrscheinlich eine Neigung zu geistigen Getränken hatte, die ihm sehr verdammenstwert erschien.

Nachdem die ersten Komplimente gewechselt waren, sagte Franklin: „Ich fürchte nur, daß sich Ihre Kinder nicht lange an dem Vogel freuen werden. Der Besitzer eines so schönen Tieres wird gewiß alles tun —“

Davies schüttelte den Kopf. „Das glaube ich nicht, Sir. Nein, leider darf ich es nicht glauben, denn zufällig habe ich gehört, daß dieser Vogel, wenn nicht alles täuscht, das Eigentum meines Freundes Poekridge war — und Poekridge ist zu meinem Bedauern nicht mehr in der Lage, den Papagei abzuholen.“ Er berichtete kurz.

„Eine schreckliche Geschichte!“ sagte Franklin. „Sie



können in dem Vogel also ein Vermächtnis Ihres Freundes sehen.“

„Gewissermaßen . . . weiter hatte er ja nichts mehr zu vermachen, obwohl ich glücklich gewesen wäre, nur einen Bruchteil seines Genies zu erben. Ein Erfinder, Sir, wie er nicht oft geboren wird!“

„Wahrhaftig?“ fragte Franklin interessiert und bot Davies die Schnupftabakdose an. „Was hat er zum Beispiel erfunden?“

Der Musiker erzählte von den seltsamen Plänen und Ideen Richard Poekridges. Franklin hörte zu und dachte sich sein Teil. „Ja, und dann seine letzte Erfindung: die harmonischen Glaschalen! Wir haben noch vor einem Jahr nächtelang darüber disputiert, Sir, aber dann kam diese Reise, von der niemand etwas Genaueres weiß, und nun hat er das wunderbare Instrument mit ins Grab genommen. Ich bin sehr unglücklich darüber, denn ich hatte mir viel davon versprochen! Er wollte es mir abtreten, und ich wäre damit auf Kunstreisen gegangen. Aber so ist der Lauf der Welt: Ein armer Teufel langt ins Pech, wohin er greift.“

Der Generalpostmeister ließ sich von dem Instrument berichten. Davies als Musiker konnte ihm genau sagen, worauf es dabei ankam, und Franklin hörte immer aufmerksamer zu.

„Das ist alles recht gut“, sagte er schließlich, „aber — haben Sie noch einen Augenblick Zeit?“

„Solange Ihnen meine Gesellschaft angenehm ist, Sir!“

„Ich wollte sagen: Mir scheint diese Erfindung in einer Hinsicht noch sehr unvollkommen zu sein. Tönende Schalen, die nebeneinander auf dem Tische stehen und



mit dem Geigenbogen gestrichen werden müssen, sind doch kein Musikinstrument!“

„Wieso?“ meinte Davies und faltete die Stirn.

„Sechszwanzig einzelne Schalen, Herr Davies! Um darauf zu spielen, müßte man ja wie ein Toller von einer zur anderen springen! Stellen Sie sich einen Pauker vor, der sechszwanzig Pauken zu bedienen hat! Stellen Sie sich vor, Sie sollten einen Lauf, eine Kadenz darauf spielen — Sie müßten ein Schlangenmensch sein, und selbst dann kämen Sie über ein Largo wohl kaum hinaus!“

„Das ist allerdings richtig!“ Davies kratzte sich hinter den Ohren.

„Und Akkorde? Akkorde sind überhaupt unmöglich — oder Sie müßten zwanzig Hände haben wie eine indische Göttin. Und dabei kann ich mir denken, daß gerade Akkorde sehr gut klingen würden!“

„Alles richtig!“ sagte Davies kleinlaut. „Mein armer Freund war eben noch nicht soweit . . . Er hätte bestimmt eine Lösung für diese Probleme gefunden . . . Nun ist es zu spät. Aber hallo, Sir, was schießt mir da durchs Hirn? Sie haben die schwache Seite der Idee sofort gesehen, Sie sind ein berühmter Physiker — weshalb machen Sie die Erfindung nicht fertig? Das muß doch eine Kleinigkeit für Sie sein! Ich bitte Sie: helfen Sie mir!“

Franklin hob die Schultern und dachte an die Annexion der französischen Gebiete in Amerika, die er mit soviel Umsicht eingeleitet hatte.

„Helfen Sie mir, Sir! Lassen Sie mich nicht in der Tinte sitzen! Ich habe Schulden bis über den Kopf, obwohl ich mit meinen Mädchen arbeite wie ein Verzweifelter. Die armen Dinger — ihre Mutter ist tot, ich



hätte ihnen eine lustigere Jugend gegönnt! Vielleicht ließe sich doch noch Geld verdienen mit der Erfindung?"

Franklin erwiderte darauf nichts. Er blickte an Davies vorbei auf den Fußboden. Schließlich sagte er mit seltsam veränderter Stimme: „Der Papagei!“

Davies sah sich um.

„Der Papagei ist ganz freiwillig in den Käfig geklettert, Herr Davies! Wie merkwürdig! Er gehörte Ihrem Freunde Pockridge ... Ich muß Ihnen gestehen: Ich habe etwas gegen ihn, obwohl ich sonst wahrhaftig nicht abergläubisch bin. Aber haben Sie nicht auch das Gefühl, daß er irgendwie mit dieser Erfindung und ihrem Schicksal zusammenhängt, innerlich, meine ich? Ohne ihn hätte ich nie etwas von ihr erfahren, aber jetzt krallt sich der Gedanke bei mir ein wie eine Fledermaus. Gut, Sir — ich werde mich gelegentlich damit beschäftigen, aber jetzt gehen Sie und nehmen Sie diesen Papagei mit, ich bitte Sie!“

